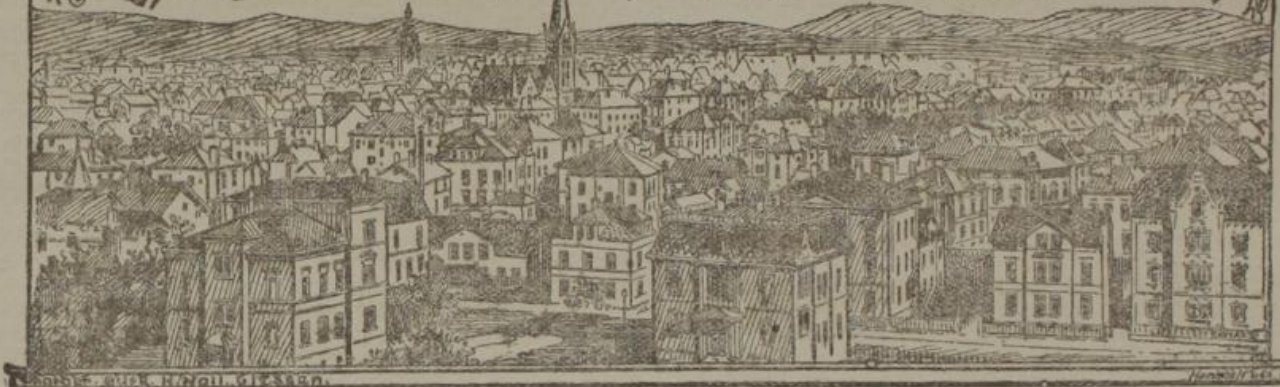


# Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## In Sturm und Stille.

Roman von Max Treu.

(Fortsetzung.)

„Gewiß, Tante. Selbstverständlich. Wir nehmen keine Gnade von fremden Räubern. Aber —“

„Aber?“ fragte die Tante, da er stockte, und sie trommelte wieder einen Marsch auf dem Deckel ihrer Tabakdose.

„Um, Tante, siehst du denn die Angel nicht, die da liegt? Wenn ich die Gnade zurückweise, wird man mir wegen Majestätsbeleidigung den Prozeß machen. Man sperrt mich ein, setzt mich hinter Schloß und Riegel, wie den Popliger Krosigk, und erreicht das gewünschte Ziel besser und sicherer als auf dem ersten Wege: man trennt mich von meinen Bauern.“

Mit scharfem Klappen fuhr der Ebenholzstock der Domina auf die Diele nieder.

„Das sollen sie wagen!“

„Und wenn sie es wagen, Tante?“

„Um — — dann — —, nun wir werden ja sehen. Vorläufig ist es noch nicht so weit. Man soll keine Geister zitieren. Sie drehen einem schließlich den Kragen um, wenn man sie nicht mehr los werden kann.“

Eine kurze Pause. Jetzt führte die Domina bedächtig eine Brise zur Nase und sagte:

„Willst du nach Magdeburg?“

„Es wird nichts anderes übrigbleiben, Tante. Ich werde ihnen schon den Standpunkt auseinandersetzen. Und wenn sie mich wirklich einsperren —“

Hestig fuhr die Domina auf.

„Hand an dich legen? Sie sollen nur kommen! Du wärest nicht der erste, der aus den Kasematten einer Festung den Weg in die Freiheit fände — trotz Kerkermeister und Schildwache.“

„Die Mauern sind bid in Magdeburg.“

„Die altmärkischen Schädel sind dicker. Weißt du, wie der Schulze im Salzwedelschen gesagt hat, als sie ihm drohten, sie wollten ihn totschießen: „Scheet man tau, jü Dösköpp! Minen Schädel kreet jü doch nicht kapott!“ Und —“ die Domina erhob sich, und ihre große, hagere Gestalt richtete sich stolz empor — „sie kriegen uns eben doch nicht kaputt!“

Es wurde an die Tür geklopft.

„Herein!“ rief die Domina.

Ein junges Mädchen trat ein. Verwundert sah Hans auf die blühende Erscheinung, um deren reiches, blondes Haar die Sonnenstrahlen spielten, als ob sie einen Heiligenschein darum weben wollten.

„Wie kommt denn dieses junge Leben in diese altergrauen Räume?“ dachte er und betrachtete immer erstaunter das feingeschnittene Gesicht, aus dem ein paar große, tiefblaue Augen ihm halb schwächern, halb neugierig entgegenblickten.

Die Domina löste das Rätsel, nachdem sie dem jungen Mädchen die Hand gedrückt.

„Mein Nefse — Hans Joachim von Sormitz — Fräulein Beate von Hassow.“ stellte sie vor und setzte dann erklärend hinzu: „Fräulein Beate ist bei uns zu Besuch. Ihre Mutter ist schon lange tot, und ihr Vater fiel in österreichischen Diensten bei Alpern.“

Hans Joachim verneigte sich. Und die Augen der jungen Beate tauchten einige Augenblicke ineinander.

Dann nahm die Domina wieder das Wort:

„Komm doch in einer halben Stunde wieder, liebe Beate. Ich habe noch mit meinem Nefsen zu reden, — es dauert nicht lange —“

Beate neigte das schöne Haupt. Und wieder trafen sich die Augen der Jugend —

„Du wunderst dich,“ sagte die Domina, als Fräulein Beate das Zimmer verlassen hatte, und ein leises Lächeln spielte um ihre scharfgeschnittenen, energischen Züge. „Hier sind sonst nur alte Damen, meinst du? Ja wohl, das haben wir nämlich selbst gemerkt, und als wir es merkten, waren wir uns einig, daß etwas fröhlicher Sonnenschein uns allen nichts schaden würde. Und kurz entschlossen, ließen wir Beate kommen. Ich habe ihren Vater gut gekannt und ihre Mutter auch. Das junge Mädchen war bis jetzt in Kasell — und das — das ist nicht der Ort für eine Beauté — es sind zu viele Schürzenjäger da — das weißt du ja besser als ich. Aber nun sag, willst du wirklich noch nach Magdeburg gehen?“

Einen Augenblick überlegte Hans Joachim. Dann entgegnete er ruhig und entschlossen:

„Nein.“

Er hatte aber der Tante nicht gesagt, weshalb er seinen Entschluß so plötzlich geändert.

Ein paar blaue Augen hatten seine ursprüngliche Absicht umgestoßen. Und diesen blauen Augen begegnete er jetzt, als er durch den Klostergarten hindurchging, weil er, wie er selbst ernsthaft glaubte, sich überzeugen müsse, ob denn da die Frühjahrsbestellung auch richtig im Wert und Werden war. Daß er durch das Fenster hindurch Fräulein Beate im Garten entdeckt hatte, wäre natürlich ganz und gar kein Grund für ihn gewesen, in den Garten zu gehen.

Und nun standen sie sich gegenüber. Ihre Augen suchten sich, und dann senkte Beate schnell das ihre, und eine leichte Röte kicherte über die feinen, ausdrucksvollen Züge.

„Fräulein Beate —“

Er erschraf. Mein Gott, wie durfte er sie denn mit ihrem Vornamen anreden! Aber das kam ja so selbstverständlich heraus. Und auch beim zweiten Male — als ob sie gar keinen anderen Namen trüge:

„Fräulein Beate.“

„Was tun Sie denn hier, Fräulein Beate, in der lähnen Märzluft und auf den feuchten Wegen?“

„Ich wollte sehen, ob die Fliederbüsche schon Knospen haben.“

„Aber was tun Sie denn hier?“

„Ich — ja — ich wollte auch mal sehen, ob die Fliederbüsche schon Knospen haben.“

„Da stimmen wir ja ganz überein.“

„Seltsam, ja. Wahrhaftig seltsam. Aber ganz hübsch, nicht wahr, Fräulein Beate?“

Sie antwortete nicht, sondern sah ganz eifrig auf die zarten grünen Knospen, die ihre bedeckende Hülle zu sprengen angingen.

„Wie lange gedenken Sie denn hier zu bleiben, Fräulein Beate?“ fragte Hans Joachim.

Sie zuckte die Achseln, und ein wehmütiger Ausdruck trat in die feinen Züge und spiegelte sich in den großen, feuchtschimmernden Augen.

„Weiß ich's? Jedenfalls so lange, als Ihre Tante, die so herzensgut zu mir ist, mich hier behalten will.“

„Das wird sie hoffentlich ewig tun.“

„Das wäre lange, Herr von Sornitz,“ lächelte Beate.

„Ja, wollen Sie nicht?“

„Ich? Ob ich will? Ich bin ja wie der Vogel auf dem Ast, eine vater- und mutterlose Waise, die kein Heim mehr hat, keine Stätte, wo sie ihr Haupt hinlegen könnte.“

„Die haben Sie aber hier gefunden, Fräulein Beate. Ich kenne meine Tante, — etwas Halbes tut sie nicht. Und haben Sie nicht den schönen Spruch gelesen, der über der Eingangstür des Stiftes steht: „In Sturm und Stille — meine Heimat!“

Sie neigte das von blonden Flechten gekrönte Haupt.

„Ein schöner Spruch, in der Tat. Ach, und ich möchte gern, daß ich eine Heimat gefunden hätte.“

„Die Tante wird Sie schon weich betten. Das versteht sie vortrefflich, und wenn an ihr auch ein ganzer Mann verlorengegangen ist, — die weiche, tröstende Frauenhand hat sie doch noch immer.“

Beate nickte.

„Wie eine Mutter nahm sie mich auf, als ich vor ein paar Tagen hier eintraf. Ach, und ich fühle mich so unbeschreiblich wohl hier nach den Aufregungen, die ich in Kassel durchzumachen hatte —“

„Wieso?“ fragte Hans Joachim neugierig.

„Ach, Herr von Sornitz, seien Sie froh, daß Sie kein Mädchen sind. Sie, ein Mann, können sich ihrer Haut wehren, aber wir —“ Sie seufzte.

„Na, den Palunen soll der Kuckuck holen, der Ihnen zu nahe getreten ist! Wer hat Sie in Kassel getränkt?“

„Ach, so schlimm war es nicht,“ lächelte sie. „Aber zu bringlich sind die Männer dort — gräßlich, sage ich Ihnen. Auf Schritt und Tritt ist er mir gefolgt, wenn er mich auf der Straße sah, und als er meine Wohnung ausgekundschaftet hatte — ich wohnte bei entfernten Verwandten —, begann ein wahrer Blumenregen sich über mich zu ergießen. Ich konnte ihm nichts zurückschiden, weil ich weder seinen Namen noch seine Wohnung kannte, und so muß er wohl gedacht haben, ich hätte das alles in Freuden angenommen. Denn eines Tages sprach er mich auf der Straße an —“

„Der Unverschämte!“ rief Hans Joachim. „Das Genid werde ich ihm noch nachträglich brechen!“

„Dum Sie das lieber nicht, Herr von Sornitz. Sie hätten sicher nur schwere Angelegenheiten davon, denn ich hörte, er sei ein großer Günstling und Freund des Königs Jerome, und was er wolle, das setze er auch durch!“

„Und sein Name?“

„Ja, den konnte mir mein Berichterstatter auch nicht nennen. Er kannte den Franzosen nur von Ansehen. Ach, und ich bin froh, daß ich von Kassel weg bin, denn wenn man bei jedem Wege, den man aus dem Hause macht, immer Gefahr laufen soll, von Zubringlichen belästigt zu werden, das kann einem das ganze Leben verleiden. Hier ist es so schön still und ruhig, und alles so liebe Menschen hier —“

„Ich auch, Fräulein Beate?“

„Ja, das habe ich nun eigentlich nicht gerade sagen wollen, Herr von Sornitz.“

„So halten Sie mich für einen Barbaren?“

„Das auch nicht. Aber jetzt ist die halbe Stunde herum, und ich muß zur Tante. Adieu, Herr von Sornitz, auf Wiedersehen!“

Beate reichte Hans Joachim die kleine, schmale Hand, die er verzhaft drückte.

„Auf Wiedersehen, Fräulein Beate!“

Sie wollte davoneilen, wandte sich aber nochmals um und fragte:

„Kommen Sie oft nach Hohenbergen?“

„Wenn Sie es wünschen, jeden Tag, vormittags und nachmittags.“

„Ach, Sie sind auch schlecht —“

Und schnell sprang sie davon. Hans Joachim aber sah ihr nach, bis sie im Hause verschwunden war. —

Oben am Fenster ihres Zimmers saß die Domina und las in ihrem Wirtschaftsbuch — eine Art von täglichem Rapport, der über alle Vorgänge in der Klosterwirtschaft ihr zu erstatten war:

„Der Heinrich Möller will die Anna Biesemann heiraten —“

Da fiel der Blick der Leserin durch das offene Fenster gerade auf Hans Joachim und Beate, wie sie sich zum Abschiede die Hand gaben. Und der Domina schien dieser Händedruck außergewöhnlich lange zu dauern.

Wieder trummelte sie einen Marxsch auf dem Deckel ihrer Schnupftabaksdose; aber diesmal ging er prestissimo und fortissimo.

„Dazu habe ich mir nun eigentlich die Beate nicht kommen lassen,“ sprach sie vor sich hin, „daß du ihr den Kopf verdrehst, Hans Joachim. Ueber die Stränge geschlagen wird nicht in Hohenbergen. — Das wird dir die Domina kräftig zu Gemüte führen, mein Junge!“

Und dann machte sie zu der Notiz im Wirtschaftsbuch die Raubbemerkung:

„Wenn er ausgetobt hat, soll er sie kriegen. Sonsten nicht. Und es soll sich's jeder merken: Veb'schaften leide ich nicht, und wer heiraten will, muß zuvor vernünftig geworden sein.“

Dann klappte sie das Buch zu und streckte der eintretenden Beate herzlich die Hand entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

### Feldmarschall von Hindenburg.

Zu seinem 70. Geburtstag am 2. Oktober.

Von Ferdinand Kunkel.

Ein unscheinbares Geschick beim Pfingstgottesdienst einer kleinen ostpreussischen Gemeinde ist bezeichnend für die große Verehrung, die der siebenzigjährige Kriegsheld im deutschen Volke genießt. Der Gottesdienst war zu Ende und Hindenburg verließ durch den Mittelgang die Kirche. Da erhob sich wie von selbst die ganze Gemeinde und ließ den Ketter Opreussens gleich einem römischen Triumphator die Reihen durchschreiten.

So empfand ganz Deutschland an dem festlichen Tage, da der große Feldmarschall sein siebenzigstes Lebensjahr vollendet. Unwillkürlich muß man an seinen bedeutenden Vorgänger Helmuth von Moltke denken, der geistig sein Lehrer in der Kriegskunst war. Aber es ist doch etwas anderes, was Deutschland seinem Hindenburg entgegenbringt, als die Veranberung und Wertschätzung Moltkes. Er gehörte nicht in der Weise dem ganzen Volke, wie Hindenburg, dazu war er zu kühl, zu exklusiv, zu sehr in olympischen Höhen, während Hindenburg in Wirklichkeit das ist, als was ihn der Kaiser im Jahre 1916 feierte: der wahre Heros der Deutschen.

Als Moltke an die Spitze des deutschen Heerwesens trat, war das Vaterland nicht in Gefahr, der Krieg 1870/71 war gewissermassen ein Kampf Mann gegen Mann; aber als Hindenburg am 22. August 1914 den Oberbefehl über die Front im Osten übernahm, standen bereits fünf Mächte gegen Deutschland, und die Russen begannen mit einer halben Million Truppen unser schönes Opreussen zu überschwemmen, Mord und Brand um sich her verbreitend. Verzweiflungsschreie kamen von der geängstigten Bevölkerung, Remmentamp rüdte von Kommo herkommend mit 300 000 Mann gegen Königsberg und Samsonoff drang mit 200 000 Mann vom Narva über Matsva gegen Nordwesten in unsere blühende Provinz ein. Schnell entschlossen entwarf Hindenburg einen ebenso genialen wie kühnen Plan. Er versetzte mit über 135 000 Mann, aber die geringe Zahl seiner Streitkräfte ließen ihn keinen Augenblick zögern, den um mehr als das Doppelte überlegenen Feind angriffsweise entgegenzugehen. In kaum einer Woche war die gewaltige Narvaarmee zertrümmert. Und nun wandte er sich gegen Remmentamp, der, wohl das Schicksal Samsonoffs vor Augen, sich der drohenden Umklammerung entzog und unter Preisgabe seines Südtügels über die Grenze zurückging. Opreussen war vom Feinde frei, die russische Dampfvalve wälzte sich zurück. Nur brach Hindenburg gegen Polen vor, um den von ungeheurer Uebermacht bedrohten Bundesgenossen zu stützen. Die furchtbaren Kämpfe an der Weichsel vor Warschau und Zwangowod, an der Bzura und Pilica sind noch in aller Gedächtnis, ebenso der von Madensen so alarzend geführte Durchbruch der russischen Front bei Gorlice—Tarnow. Neun Monate nach Hindenburgs Eintritt in den Krieg war die Macht unseres östlichen Geg-

weil im wesentlichen gewonnen; rund 250 000 Quadratkilometer feindlichen Gebietes waren besetzt, siebenzehn Festungen erobert, über dreitausend Geschütze und zweitausendhundert Maschinengewehre erbeutet, die Zahl der Gefangenen erreichte 1/4 Millionen Mann.

Schon in diesen Tagen war Hindenburg der erfolgreichste Führer aller Zeiten. Er hatte sein Vaterland nicht nur aus einer großen Gefahr befreit, sondern auch die Feinde in ihren Lebensnerv, in Rußland, tödlich getroffen. Der Name des Helben wurde in allen deutschen Gauen, an den Wachtfeuern der Verbündeten mit tiefer Verehrung genannt. Und was man von Hindenburg als Menschen hörte, steigerte diese Verehrung zur Liebe eines ganzen Volkes. Der Mann, der gegen eine ganze Welt von Feinden unerschütterlich stand, hatte in seinem Volke keinen Feind. Als er nun am 29. August 1918, dem zweiten Jahrestag der Schlacht von Tannenberg, zum Chef des Generalstabes des Feldheeres berufen worden, ging ein Geist des Vertrauens durch die kämpfenden und harrenden Mittelmächte von Flandern bis zum persischen Golf. Hindenburg wird's schaffen. Und er hat es geschafft. Die Offensive im Westen ist gebrochen, Gallien und die Balowina sind befreit, in Rußland herrscht das Chaos und unser Held zog siegreich in Miga ein.

Das ist eine herrliche Geburtstagsfeier, die das ganze deutsche Volk mit Feldmarschall von Hindenburg begeht.

Er ist auch so ganz ein Mann nach dem Herzen des Volkes. Schlicht und herzensgut, von großer Einfachheit im Reden und Handeln. Seine hervorstechendste Eigenschaft ist seine ungewöhnliche Ruhe, die sich auch seiner ganzen Umgebung mitteilt und jeden einzelnen auch in schwierigen Tagen mit festem Vertrauen auf den endlichen Erfolg erfüllt. So wurde er ein wahrer Volksheld von unbegrenzter Pflanzkraft und einer rührenden Bescheidenheit.

Diese beiden Tugenden bezeugt am besten die Stelle aus einem Briefe, den er im Jahre 1915 nach Hannover schrieb:

„Das Vertrauen und das Wohlwollen, welches mir von allen Seiten entgegengebracht wird, bewegt mich mehr, als ich auszusprechen vermag. Ich kann diesem Entgegenkommen nur erwidern, daß ich mir meine Pflicht für Heilig und Vaterland tue. Waren mir hierbei besondere Erfolge beschieden, so danke ich sie Gottes gnädiger Führung, meinem kaiserlichen Herrn, der mich auf meinen Posten berief, meinem treuen Gehilfen Ludendorff nebst seinen Mitarbeitern und der unergleichlichen Musbauer und Tapferkeit meiner Truppen. Auf solcher Grundlage bleibt für mich nicht viel Verdienst übrig. Meine Gedanken weilen oft im lieben Hannover. Die Freude am dereinstigen Wiedersehen vermischte sich mit der Wehmut bei dem Bewußtsein, daß bei der Heimkehr so mancher fehlen wird, der mir einst nahe gestanden hat. Wenn getrost vorwärts! Ob dann das gute Ende einige Wochen oder Monate eher oder später eintritt, spielt in dem gewaltigen Dingen keine Rolle.“

### Mein Freund Johannsen.

Es war in der Zeit nach den großen englischen Angriffen.

Der immer wieder ausbrechende Artilleriekampf, die ununterbrochenen Veruche feindlicher Patrouillen und Aufklärungsabteilungen ließen als sicher erscheinen, daß der zähe Feind sich noch nicht mit der gänzlichen Ergebnislosigkeit seiner Anstrengungen abgefunden hatte. So gab es immer noch unruhige Tage im Graben, und die Zeit, die man dann als Beobachter vorn lag, war gewöhnlich nichts weniger als eine Erholung.

Umso fester wuchsen die verschiedenen Waffen, besonders wir Artilleristen mit der Infanterie, in gemeinschaftlichem Wirken zusammen, und manche Freundschaft für länger als einen Tag ist da vorn in gleicher Not und Gefahr geschlossen worden.

Bei der dritten Kompanie, die uns schon mehrfach beherbergt und wohl aufgenommen hatte, war mir ein blonder Unteroffizier, ein kerniger Junge von der Wasserfront, durch sein offenes, ruhiges Wesen lieb geworden. Es war einer von denen, die im kleinen Kreis durch ihre besonderen Eigenschaften jene Art Herrschaft ausüben, die fester wurzelt, als jede, die sich auf Gewalt stützt.

Eines Abends saßen wir, wie schon oft, beim Kerzenstammel zusammen. Der Kompanieführer hatte am Nachmittag in den einzelnen Unterständen über die neue Kriegsanleihe gesprochen und die Freude gehabt, beim größten Teil der Mannschaften Verständnis für die Sache zu finden. Eine Anzahl Zeichnungen hatte er schon entgegengenommen können.

Wir siel auf, daß mein Freund trüber, als seine Art war, in das zudende Blämmchen stierte. Schließlich stieß ich ihn an: „Johannsen, nun sagen Sie mal, was fehlt Ihnen eigentlich?“ Erst wollte er nicht mit der Sprache heraus. Dann sagte er: „Ja, mein Lieber, die Sache ist so. Ich weiß ganz genau, daß wir viel Geld zum Kriegsführen brauchen und daß es auf jeden einzelnen ankommt. Aber, sehen Sie, ich habe zuhause eine alte Mutter und einen halbblahmen Vater sitzen und die Leute leben bei den harten Zeiten man doch recht knapp. Da schicke ich, was ich von der Löhnung übrig bekomme, immer nach Hause. Und ich hätte doch auch so gerne was geschickt.“

Ich sagte darauf: „Mein guter Johannsen, Ihre beiden eisernen Kreuze sind auch so gut wie eine Zeichnung, und wenn Sie die in die Waagschale legen, so müssen in die andre viele Leute steigen, denen es leicht fällt, ihr Geld dem Vaterland gegen gute Zinsen zu leihen.“

Er drückte mir dankbar die Hand und ich hatte das schöne Gefühl, einem braven Kerl seine Gemütsruhe wieder gegeben zu haben.

Am anderen Morgen war die Sonne kaum hoch, als der blonde Kopf meines Freundes neben dem Scherenfenster auftauchte.

„Daß ich mal durchgucken?“ — „Aber natürlich, mein Sohn!“

Aufmerksam beobachtete er ein Stück der gegenüberliegenden Grabenreihe, von Zeit zu Zeit den Kopf vorsichtig über die Deckung steckend, um mit dem bloßen Auge das Bild im Glase zu vergleichen.

Ich kannte meinen Freund.

„Johannsen, Sie haben etwas vor!“

„Patrouille.“

„Aha, wann soll sie denn steigen?“

„Heute abend.“

„Sehen Sie,“ sagte er dann lächelnd, wie in Fortsetzung unseres gestrigen Gesprächs, „ich möchte wieder ein bisschen zeichnen.“

Es war die alte Sache. Die höheren Kommandostellen brauchten Aufschluß über den uns gegenüberliegenden Gegner, und das ließ sich Johannsen nicht zweimal sagen. Bei so etwas mußte er dabei sein. Ich weiß nicht, ob es sein Wahlpruch war, aber bei ihm traf das Wort in seltener Weise zu: „Dem Mutigen hilft Gott!“

Der Abend kam.

Wenn ich es nicht gemerkt hätte, würde mir eine wüste Schieberei bald verraten haben, daß etwas los war. Und siehe da, kaum eine Viertelstunde später kam der schneidige Patrouillenführer zurück, und im Geleit seiner Getreuen schlichen drei Tommy's mit etwas bedrückten Mienen den Graben entlang. Das war ein wertvoller Fang!

„Johannsen,“ sagte der Kompanieführer in seiner Freude, „die beiden Kreuze haben Sie schon. Sie haben aber schon längst wieder eine Anerkennung verdient. Ich würde nicht recht, was ich Ihnen geben sollte, wenn ich — hm — wenn ich nicht eben wüßte ...“

Der Oberleutnant war seines Zeichens Fabrikbesitzer, ein vermögender Mann, der eine offene Hand für seine Leute hatte.

Es wunderte mich deshalb nicht, daß Johannsen plötzlich einen Blauen in der Hand hielt.

„Herr Oberleutnant ...“

„Lassen Sie's nur gut sein, Johannsen, ich weiß, Sie wissen etwas Rechtes damit anzufangen.“

„Derr Oberleutnant, bitte das Geld wieder zu nehmen.“

„Aber, Johannsen ...?“

„Ja, Herr Oberleutnant“ und seine Augen strahlten „ich zeichne die hundert Mark auf Kriegsanleihe.“

### Die Oelgewinnung in Hessen.

Ueber 50 Dehnmühlen oder, wie man sie in Oberhessen allgem. mein nennt, „Schlagmühlen“, gab es noch vor 50 Jahren im Kreis Gießen, und nicht weniger als 15 davon lagen im Busecker Tal, längs der Talbady und der Krebsbady, die vereinigt die Wiesed bilden. In Wiesed, auf der nahen Babenburg, in Dollar, Bich und Grünberg wurde Oel geschlagen. Heute sind nur noch 10 Dehnmühlen im Betrieb. Die andern hörten nach und nach mit dem Oel schlagen auf, weil der heimische Samenanbau zurückging. Große Kosten verursachte der Betrieb nicht. Fast alle Mühlen hatten Wasserkraft, nur 5 sogenannte Kofnmühlen wurden mit Pferd und Ochsenwerk getrieben. In dem Dorf Steinbady gehen heute noch 2 Kofnmühlen. Die Kofnmühle in Mühlberg liegt seit Jahren still, sie ist aber noch vollständig erhalten.

Der Samen wird auf einfache Weise entölt. Mittels eines Kollergangs oder eines Holzemverkes wird er zunächst zerfeinert, sechs bis sieben Pfund des gereinigten Samens kommen darauf in eine Ringform. Der Ring, oder vielmehr mehrere Ringe, werden in einem Holztrog, der inwendig mit Eisen verkleidet ist, die sogenannten Presse, nebeneinander gestellt. Dazwischen steckt man Buchenholzkeile und auf diese schlagen von oben die Holzstempel, von einem biden Wellbaum getrieben, nieder, wodurch das Oel, das unten abfließt, herausgepreßt wird. Zurück bleibt der Oelkuchen. Sechs Pfund Samen geben 1/2 Maß (ein Liter) Oel. Geschlagen wurde in den letzten Jahrzehnten hauptsächlich Rübsen, d. i. Winter- und Sommerjamen, dessen gelbes Blütenmeer weitaus über die Grenzen sichtbar ist. Der eigentliche Mais, auch Kofl oder Ölvel genannt, wird nur vereinzelt gezogen. Er hat dicke Körner, sein Oel ist nicht so gut. Auch die Wolnanzucht war nicht allgemein verbreitet. In Alruern und Alten-Bried wohnen zwei Bauern, die ausschließlich Mohl (Magamen), oder wie man hier sagt „Oelköp“, „Oelhäupter“, zogen. Es gab „Oelköp“ so groß wie ein Hühnerrei. Im vorigen Jahre hat in Buseck auch ein Mann ein paar Pfund Zwerschenkerne schlagen lassen. Jeder einzelne Zwerschenkern mußte aufgemacht und der eigentliche Oelkern herausgenommen werden. Das Oel hatte einen recht guten Geschmack. Da es Spuren von Blausäure enthält, ist es vor dem Rauszugwerden und Verderben geschützt.

Durch den Krieg ist nun die Samenzucht wieder zu Ehren gekommen. Wer es halbwegs vermochte, baute ein Stück Samen, um den Oelbedarf des Haushaltes zu decken. Der vermehrte Samenbau hatte eine verstärkte Tätigkeit der Schlagmühlen zur Folge und in Buseck wurde sogar eine neue Dehnmühle gebaut.

Auch Lein baute man wieder an. Er bringt doppelten Gewinn: Flach und Oel. Der Lein braucht jetzt nicht mehr vom Bauer bis zum

Leinwand zu verarbeiten zu werden, kommt nicht mehr in die Fach, wird nicht mehr gewebt, geschürmt und geblaut, sondern wird nachdem er gereift ist, als Grünflachs verkauft. An den Seiten des Scheuertores wurden die Reste (eiserne Riesel) angebracht und durch diese der Fein gezogen. Die „Knoten“ fielen dabei ab. Hier und da kann man heute noch eine „altes Reif“ sehen.

Der beste Flach in der Gegend wurde in Aueroed gezogen, der Wetterauer Flach war von geringerer Güte. Was dem Flachsgarn webte sich der Bauer auf eigenem Webstuhl fein Leinen; rauhes und feines, zu Hemden, Wagentüchern, Hosen und Röcken. Das Zeug war von außerordentlicher Dichtigkeit und Haltbarkeit. Man webte Weidenwand, Weidenwolle, Baumwolltuch und sogenanntes Kammelm- und Salsstuch, je nach der Farbe und dem Zuatz von Wolle und Baumwollfäden. Die selbstgefertigten Anzüge waren unerschütterlich. Das Tuch brachte der Bauer zur Walkmühle nach Gießen oder nach Trope, wo es gewalkt und geraucht wurde. Die Tuchstücke wurden in einem Trog, in dem sich Wasser und Letten (Tonreste) befand, mit Stempeln bearbeitet. Zum Nachmachen des glatten Tuches benutzte man selbstgemachte Streichhölzer. In einem kleinen vier-eckigen Holzrahmen spannte man 5-6 Reihen Dinstelkarden. In dem Rahmen war ein Holzgriff, und mit dem Streichholz wurde über das Tuch gefahren, bis es rauh und wollig war. Die Dinsteln (Karden) kamen aus Frankreich. Die heimische dicke Streichhölzer war nicht gut verwendbar, zu leicht und machte sich rasch ab. Noch vor 50 Jahren hat der 80jährige Müller Wolf aus Großen-Buseck in der Bilserrmühle zu Trope Tuch gewalkt.

Hier zog man fast durchweg den „Gehaus“ oder Klangflachs, der auf Johanni gesät und zur Zeit der Reife (im September) geruht wurde. Die Samenhälsen, die Knoten, sprangen von selbst auf und klangen dabei. Man breitete sie auf Knottentüchern in der Sonne aus, wachte sie hier und trennte dann mit der Wurzelschaukel die Knoten und den Reinsamen. Die Knoten gaben ein gutes Schafwolle, der Samen das gute Weinsöl, das in der Küche Verwendung fand und von dem jetzt das Liter 20-30 Mark kostet.

In der Bilserrmühle zu Trope wurde auch Hirse geschäft. Man benutzte dazu einen Kamm und einen Stempel. In den Kamm kamen die Hirsekörner, die durch den Stempel enthielt wurden. Der Stempel aber durfte nicht bis auf den Boden des Kamms fallen, sondern war so gerichtet, daß er in seiner tiefsten Lage handbreit abstand. Unberührt waren die Körner zermalm worden. „Selbstgekommen, Selbstgemacht, ist die rechte Bauerntraut“ so lautet ein altes Sprichwort. Es will belegen, daß der Bauer am besten fährt, hat, soweit er kann, seine Lebensbedürfnisse selbst herstellt. Wohl hat er saure Arbeit zu verrichten, allein er hat an dem Selbsterzeugten auch doppelte Freude. Dr. G.

### Büchertisch.

— Bongs illustrierte Kriegsgeschichte. Handfeuerwaffe, Mörserbombe, Fliegerzeile, Maschinengewehre, Schnellfeuergeschütze, Explosiv-Geschosse. Diese jüngste Kriegswaffe, das Flugzeug, hat sich im Weltkriege zu einem ganz besonderen Faktor herausgebildet, nicht nur als Kampfwerkzeug, sondern auch zu Beobachtungs-, Erkundungs- und anderen Zwecken ihre Brauchbarkeit erwiesen. Diese Kriegswaffe in allen ihren Auswendungsformen kennen zu lernen, dürfte heute jedermann interessieren und deshalb wird ein Artikel, wie ihn Oberingenieur E. C. Heymann in den beiden erschienenen Hefen 143-146 von Bongs illustrierter Kriegsgeschichte „Der Krieg 1914/17 in Wort und Bild“ (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W 57, wöchentlich ein Heft zum Preise von 35 Pfennig) erscheinen läßt, willkommen sein. An diesen Artikel schließen sich andere, ebenfalls reich illustrierte Artikel, wie „Von Knäpeldamm und ähnlidem“, „Die Front der Winkel und Dogen“, „Der Russen-Nachzug in Galizien und in der Bukowina“, „Von Krieg im Hochgebirge“, „Geleitzüge“, „Marineleistungen im Kriege“, „Das Blafat im Kriege“, und anderes mehr. Diese Abchnitte mit ihren Schilderungen und Einzelheiten unserer verbündeten Heere, geben eine willkommene Ergänzung zu dem Hauptabschnitt des Werkes „Der eigentlichen Kriegsgeschichte“. Hier finden wir die Fortsetzung der Kämpfe an der Westfront bis im Mai 1917, von dem bekannten Kriegsschriftsteller Wilhelm v. Massow, in seiner bekannten, anschaulichen und interessanten Schreibweise geschildert, und die zahlreichen Bilder, Karten und Pläne, geben eine vollkommene Ergänzung zu dem Texte. Es wird jedermann interessieren im Zusammenhang diese gewaltigen Vorgänge an der Front kennen zu lernen, die durch das Bestehen unserer Verbündeten einen für Deutschland vollen, glücklichen Ausgang gewonnen haben. Ein willkommener Schluß der Heft sind die farbigen Kunstbelegungen, sie werden auch diesmal den Leser freudig überraschen durch ihre Darstellungen. Wir nennen von Prof. W. Stöwer „Deutsches See-Kampfwerkzeug nimmt vor der Thiemensündung die Mannschaften eines beschädigten Flugzeuges auf“; von dem Kriegsmaler Martin Frost: „Aus den Rückzuggefechten des Jagdfliegerkommandos einer Reserve-Division an der Straße Veronne-Cambrai“; von E. Zimmer: „Deutscher Doppeldecker unterstützt den Gegenstoß bei Cabrette“ und „Siegreiche Abwehr des italienischen Angriffes auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden durch R. u. R. Truppen.“

— Auguste Hauschner, *Daafies Hochzeit* (Mittelschulbuch Band 23.) Umschlagzeichnung von Wilhelm Schatz. Preis gebunden 1 Mark. Verlag von Albert Langen in München. — Diese Erzählung ist erfüllt von der Salakluft des Meeres, vom Riffenstrom, vom wilden und gefährlichen Wellenschlag der Nordsee. Jede Seite schildert das mühselige und harte Leben der holländischen Fischer, das Elend der verlassen Frauen, die harte Arbeit der immer vom Tod bedrohten Männer. Auguste Hauschner gestaltet das Ganze schlicht und wahrheitsgetreu, ohne jedes Pathos, aber hinter der Sachlichkeit ihrer Schilderung spürt man strenge und zielbewusste Kunst.

— Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens. Wer den Wunsch hat, sich im geringen Mitteln eine gute eigene Bibliothek anzulegen, in der er sowohl Romane und Erzählungen angesehener Schriftsteller für die Unterhaltung als auch zur Erweiterung seiner Kenntnisse anregende Artikel aus allen Gebieten des Wissens und des praktischen Lebens findet, dem kann kaum etwas Geeigneteres empfohlen werden als die mit vielen Abbildungen geschmückten Bände der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens. (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart.) Der soeben erschienene 1. Band des neuen Jahrgangs enthält u. a. einen neuen Zeitroman von Dorst Bobemer, „Die schöne Polin“, dessen Inhalt für die Gegenwart besonders interessant ist, denn hier lernen wir die Gegner, mit denen im Weltkrieg unsere Kraft sich mißt, kennen, wie sie wirklich sind. Ferner wird der neue Jahrgang viele spannende Romane und Erzählungen enthalten. Als Mitarbeiter sind, wie der Verlag schreibt, gewonnen: Gräfin Wallerstein, Victor Helling, Friedrich Jacobson, Reinhold Ortman, Heinz Weiten, Anna Wituda, Arthur Jany u. a. Zahlreiche Abbildungen, unter anderem auch interessante Originalaufnahmen aus der Natur, sowie der Länder- und Völkertunde. Preis 90 Pfennig für den Band.

### Gießener Hausfrauen-Verein. Kochanweisungen.

**Gurkengerichte.** Große grüne Gurken werden ausgehöhlt, geschild und in Stücke geschnitten, mit wenig Salz eingestreut, 1/4 Stunde stehen gelassen, mit etwas Wasser, soviel man nachher zur Dunke braucht, Essig, Pfeffer, Lorbeerblatt, 15-20 Minuten weidgedämpft. Dann Speck mit Zwiebel schärfen, darin Mehl bräunen, mit dem Rest Gurkenwasser abgießen, Salz und Essig nach Geschmack hinzufügen, 1/4 Teelöffel Butter und die Gurken in dieser Dunke sieben lassen.

**Tomatenausschnitt.** 1/2-1 Pfd. Tomaten mit einem weichgekochten Ei, etwas Salz und Pfeffer in einem Topf verrühren, dann eine kleine Scheibe Speck in Würfel schneiden, mit einem halben Pfd. in der Pfanne bräunen, zu den Tomaten tun und alles auf dem Feuer unter Rühren weichkochen, durchrühren und erkalten lassen, die Rückstände in der Suppe kochen.

**Graupenpudding.** 1/4 Pfd. Graupen gemahlen, mit 1/2 Liter Wasser zum Kochen bringen und in die Kochkiste stellen. Den Brei, wenn er gar ist, mit einem mit 6 Löffel Wasser angerührten Vanillepuddingpulver, etwas Zucker, aufkochen lassen, in eine kalt umgespülte Form füllen. Dazu Fruchtst.

**Apfelsuppe mit Schwemmklößen.** 1 Pfd. Äpfel, gewaschen und in Stücke geschnitten, fest man mit 2 Liter Wasser, etwas Zitronenschale auf und läßt sie, wenn sie weich sind, durch ein Sieb gehen. In den Schwemmklößen kocht man 1/2 Liter Milch mit 3 Löffel Mehl und rührt dies auf schwachem Feuer zum festen Kloß, verquirlt 1/2 Ei mit wenig Wasser, gibt Zucker hinzu und nach dem Erkalten 1 Messerfülle Backpulver, rührt teelöffel-große Klöße ab und läßt sie in der kochenden Suppe gar werden.

**Solundersuppe mit Rudein.** 2 Pfund Solunder werden mit kaltem Wasser, 2 Nelken und Zitronenschale aufgekocht, durchgeseiht, wieder aufgesetzt, etwas verduft und Butter und Zitronensaft zugefügt, zuletzt kommt 1/2 Pfund in Salzwasser gekochte Rudein hinzu.

### Logogriff.

Mit b nicht es beim Waschen,  
Mit l ein Kinderpiel,  
Mit g beim Klang der Fiedel,  
Mit h geordnet viel.

Mit m Poetenarbeit,  
Mit a wirds bildend sein,  
Mit t nichts fremde Kräfte,  
Mit z wirkts mächtig ein.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Homogramms in voriger Nummer:  
B B A  
B i r n o  
B r o t t  
A u t o n  
e t n